

ZWISCHEN URKNALL UND SCHNEE- FALL

VON
ESTHER MARIA
STALLMANN

Bitte anschnallen: Eine Hinwendung zu Gott

Gibt es eine neue Generation in der Kirche? Die gibt es in jeder Epoche. Generationen kommen und gehen. Und was ist mit der Generation Johannes Paul? Und der Generation Benedikt? Oder gar einer „Generation Credo“? Bernhard Meuser vom Pattloch-Verlag wollte es genauer wissen. Letzten Sommer lud er mehrere junge Menschen ein, eine Antwort auf die Frage zu formulieren, „warum junge Menschen wieder glauben“. So wurde er Hebamme der folgenden Aufzeichnungen, die in diesem Sommer in seinem Sammelband erscheinen und hier zum ersten Mal veröffentlicht werden: ein kleines Textwunder. Wir haben die Autorin in Rom kennen gelernt. Esther Maria Stallmann ist 26 Jahre alt, auch wenn sie gern von jenen Tagen spricht, als sie noch jung war. Die folgenden Seiten hat sie in einer einzigen Nacht von 1 bis 5 Uhr und wenigen Stunden an einem Morgen zu Papier gebracht. Das Stück ist halb so lang wie die „Rolle Esther der Bibel, wo sie fast 60 Jahre nach dem „Fänger im Roggen“ scheinbar Jerome D. Salingers genial schnoddrigen Ton wieder aufgegriffen hat. Tatsächlich hat das Stück aber wohl kein Vorbild. Schwierig war nur, einen passenden Titel dafür zu finden. „Bitte anschnallen! INTROIBO: Ich will hintreten zum Altare Gottes, zu Gott, der mich erfreut von Jugend auf“ war ihre erste spontane Titeliidee. „Vater Unser – Eine Abrechnung“ hieß ein erster Gegenvorschlag aus der Redaktion. Nein, „Esther Stallmanns Wendung zu Gott“ wäre authentischer, meinte ein anderer Kollege. Esther war skeptisch. „Vom Quatschen, Sülzen und Beten“ gefiel ihr besser. Vielleicht ist der endgültige Titel noch nicht gefunden, und gewiss keine Antwort darauf, ob nun eine neue Generation zur Kirche gefunden hat oder nicht. Doch hier wird eine neue Stimme laut, wie sie schon lange nicht mehr zu hören war – weder innerhalb noch außerhalb der Kirche.

Ich finde, alte Leute haben so was Jämmerliches, wenn ihnen mit 80 das erste Mal einfällt: „Oh, ich muss ja sterben“, und dann anfangen zu klagen, als ob das so etwas Ungerechtes sei. Ach, was sage ich, viel peinlicher ist noch die Generation, die jetzt um die 50 ist und der zum Tod nichts anderes einfällt, außer dass er einen irgendwie traurig macht.

Das ist die gleiche Generation, die auf Kondolenzkarten den kleinen Prinzen zitiert mit den tröstenden Worten, der Tote sei jetzt ein Stern, der von oben auf uns hinunterschaut. Ah ja. Das ist doch schon etwas, was äh, Handfestes.

Oder sie sagen: Er lebt in unseren Herzen weiter.

Das hieße, dass sich also das Leben meiner Oma nach ihrem Tod um rund fünfzig, na, sagen wir lieber sechzig Jahre (wir wollen ihr ja nichts von der kostbaren Zeit stehlen) verlängert. So lange wie mein Herz eben noch schlägt. Herz hört sich ja immer irgendwie gut an.

Das ist so entwürdigend. Das ist so wenig. Wie kann man von Menschenwürde sprechen, wenn es ein Trost sein soll, dass die Erinnerung an jemanden sein Leben ersetzt.

Fest steht, dass auf den Tod oft Antworten gegeben werden, die sich auf etwas beziehen, was sehr weit weg ist. So weit, dass ich es nicht mehr verstehen muss. So weit wie die Sterne und so weit wie die Herzen der nachfolgenden Generationen. Mich beruhigt das nicht. Ich finde das lächerlich und unwürdig für einen erwachsenen Menschen.

Ich möchte wissen, woher ich komme und wohin ich gehe, und wenn ich es schon nicht weiß, möchte ich mich wenigstens nicht mit Idioten beruhigen.

Dass ich mir diese Frage nach dem Tod überhaupt stellen kann, unterscheidet mich unter anderem von unserem verfressenen dicken Hund, den wir mal hatten, und von allen möglichen anderen Tieren, und ich schließe die Affen da jetzt mal mit ein, in der Hoffnung, niemandem zu nahe zu treten, der sich mit ihnen verwandt fühlt.

Menschen, die sich das nicht fragen, dieses „Woher komme ich und wohin gehe ich?“, und vor allem die Frage, die sich im Anschluss daran stellt: „Was soll ich hier eigentlich?“, befremden mich.

Ich kann schlecht die Not im Anderen erzeugen, die ihn dazu bringt, nach dem Sinn und Ziel seines Lebens zu fragen. Ich kann so einen Menschen nur genauso verständnislos leer anglotzen,

PEINLICHE GENERATION, DER ZUM TOD NICHTS ANDERES EINFÄLLT, ALS DASS ER EINEN TRAURIG MACHT.

wie er leer in die Welt und aufs Leben glotzt. So jemandem kann ich nicht erklären, warum ich an Gott glaube.

Meine Generation ist verwirrt. Viele sind sich nicht sicher, ob Jesus Jude oder Christ war und dass man das anhand der Bibel ja gar nicht mehr feststellen könne, denn die hat ein Papst im Mittelalter geschrieben, ohne die Schriftrollen von Qumran zu berücksichtigen. Diese Bildungslücke haben viele, die keinen Religionsunterricht hatten. Diese Bildungslücke haben viele, die Religionsunterricht hatten.

Das ist ein bisschen peinlich manchmal, aber was soll's, dafür sind wir wenigstens kritisch, gegen was, wissen wir nicht genau, aber nein nein, da macht uns keiner was vor ... Es wäre gut gewesen, wir hätten in den Stuhlkreisen in der Schule nicht nur ganz unheimlich viel gefühlt, sondern ein paar Fakten zum Christentum gelernt, die man dann aus Überlegung heraus mit einem Tusch hätte in die Tonne treten können, als jetzt dieses leicht dämliche Schattenboxen betreiben zu müssen. Deswegen klappt auch der Dialog mit Muslimen und anderen nicht, weil – das gibt das Wort Dialog schon vor – dazu immer zwei gehören und die christliche Seite nicht weiß, was sie sagen soll.

Ich bin von meinen Eltern katholisch erzogen worden. Was aber nicht heißt, dass ich die Informationen aus der Schule über andere Religionen nicht verwertet hätte. Ich fand also wie die meisten von uns Wiedergeburt cooler als ewiges Leben, weil es nicht so langweilig schien. Dass man als Regenwurm wiedergeboren werden kann, hat uns so direkt niemand gesagt.

In der Oberstufe kam dann, glaub ich, irgendwann die Zeit, in der man für scharfsinnig gehalten wurde, wenn man aus naturwissenschaftlichen Gründen nicht an Gott glauben konnte. So ist es ja auch bei vielen unserer Eltern. Mich amüsiert das. Mittlerweile.

Spricht man darüber, dass Gott die Welt geschaffen hat, kommt immer irgendjemand, der dann zu bedenken gibt: „Ja, aber das war doch der Urknall.“

Solche Gespräche erhalten etwas Beschwingtes, wenn man einfach mal fragt: „Was für ein Urknall?“ Sie werden Antworten hören, für die man im Physikunterricht eine 5 bekommen hätte. Was mich daran amüsiert ist, dass keiner, den ich das je gefragt habe, eine Ahnung von Physik hat, aber bereit ist, das Bisschen, was er aus Zeitschriften zum Urknall weiß, zu glauben.

Einfach so. Als gäbe es nicht auch bei dieser Theorie unterschiedliche Ansätze und Meinungen, als gäbe es nicht auch Physiker, die wirklich verstanden haben, worum es beim Urknall geht, und dahinter trotzdem Gott sehen. Das ist das Peinlichste, dass wir uns alle für kleine Naturwissenschaftler halten. Lauter kleine Psychologen, Biologen, Chemiker und so weiter. Im Prinzip verdient hier jeder einen weißen Kittel. Was für ein Vertrauen die Menschen doch in die Medien haben, in die Journalisten, denen obliegt, Doktorarbeiten für den Volksmund zu übersetzen. Jeder, der studiert hat, müsste das wissen.

Was ich damit sagen will, ist nicht, dass die Urknalltheorie falsch ist (davon habe ich echt keine Ahnung, kann mir aber schon vorstellen, dass es laut geknallt hat, als die Welt erschaffen wurde), nein, ich will damit sagen, wie ausgesprochen primitiv ein durchschnittlich gebildeter Mensch ist, der meint, damit die Frage nach seinem Leben und Gott beantwortet zu haben. So habe ich als 15-Jährige gedacht.

Ich fand es damals schon edler, unter einer rätselhaften Wirklichkeit zu leiden, als einfach den Tod und die damit zusammenhängenden Fragen zu verdrängen und das Gejammer darüber aufs Alter zu verschieben.

DASS ETWAS AUßERHALB

Die meisten Menschen, auch Gläubige, egal welcher Religion, verstummen, wenn ihnen die ein oder andere naturwissenschaftliche Theorie entgegengehalten wird. Ich glaube, man verstummt, weil man sich so schämt für den Menschen, der da vor einem sitzt, eine Theorie, oder besser gesagt einen Zeitungsartikel verteidigt und dabei seinen eigenen Wert als Mensch zu Brei redet.

Ich erinnere mich noch an eine Situation, als ich fünfzehn Jahre alt war. Ein Geschäftsessen mit meinem Vater. Alle saßen an einem runden Tisch, weiße gestärkte Servietten, leicht blau gefärbte Zähne vom Rotwein und Zigarrenqualm. Da sich alle gut kannten und der geschäftliche Teil des Essens wohl darin bestanden hatte, sich gegenseitig zu bestätigen, dass man sich noch gewogen sei, gingen die Gespräche bald wie üblich von Wirtschaft über Politik zu Gesellschaft und Kunst und dann zur Religion, was sich eigentlich nicht gehört, aber so war's.

Und ich erinnere mich ganz deutlich an einen dieser Männer, der zurückgelehnt in seinem Stuhl saß, leicht graue Haare, sehr groß, ein bisschen dick, um die sechzig, die blauen Zähne habe ich schon erwähnt, und immer wieder zog er an seiner Zigarre, während die anderen der Gesellschaft über Gott sprachen.

Ich weiß nicht mehr, was der Auslöser für seinen Monolog war, aber ich weiß, wovon er gesprochen hat. Über Theorien: über den Urknall, über die Evolution, dass der Mensch ein hoch entwickeltes Tier sei und so weiter. Es war nicht dieses ganz ordinäre Geschwätz, das man sonst oft hört. Dieser Mann klang gut. Alle hörten aufmerksam zu, seine Frau saß ein bisschen stolz neben ihm, er machte sich breit. Es ging dann um die Beweisbarkeit Gottes, und dass, da niemand ihn beweisen könne, er nicht glaubte. Er sagte es überzeugt und sicher – weltmännisch.

ODER ÜBER DER WELT IN DER WELT ZU EINEM SPRICHT! DAS IST GNADE!

Ich habe selber nicht geglaubt in der Zeit, aber ich habe nie die Existenz des Menschen als biologischen Zufall betrachtet und deshalb auch nie die Existenz Gottes oder irgendeiner schöpferischen Kraft außerhalb der Natur negiert. Ich fand es nicht intelligent, das zu tun.

Ich erinnere mich, dass ich mich geschämt habe für den Mann, weil ich ihn so dumm fand. „Lieben sie eigentlich ihre Frau?“, habe ich ihn gefragt. Das war natürlich ein peinlicher Moment, auch für mich. Er sah kurz seine Frau an, die blickte unsicher lachend in die Runde, dann lachten alle, und dann habe ich gesagt: „Ich glaube Ihnen das nicht. Sie können es nicht beweisen. Sie können sagen, dass sie einen Geruch hat, der sie anlockt, dass ihre Treue zu ihr gesellschaftlicher Zwang oder eigener Nutzen ist, weil sie Nestwärme brauchen und sie ihre Jungen großzieht. Ich wäre sehr traurig wenn, ich ihre Frau wäre.“

Ich hatte Glück, dass alle schon viel Wein getrunken hatten und mir diese Worte als pubertäre Kessheit ausgelegt wurden. (Frech sein wurde in meiner Generation auch oft mit Intelligenz verwechselt. Bei meinen Eltern nicht, ich habe ziemlichen Ärger bekommen.)

„Jaaa, die Liebe, das ist so ein Thema“, sagte er, und dann begannen alle noch mehr Wein zu trinken und zitierten irgendwelche großen Schriftsteller. Solche Themen enden oft damit, dass jemand ein Schlusswort bringt mit lächelndem Seufzen: „Ach ja, man weiß es einfach nicht. Es wird sich zeigen, wer recht hat.“ Mich hat die Hilflosigkeit und Sprachlosigkeit, die sich hinter dem Unglauben meiner Elterngeneration verborgen hat, immer abgeschreckt. Dieser mangelnde Ernst, diese Widersprüche zwischen dem eigenen Leben und dem, woran sie glaubten. So entstehen absurde Kondolenzkarten.

DAS war meine Pubertät. Nicht die Strenge jener Generation und ihre altmodischen Ansichten zu verurteilen, sondern ihr

konsequenzloses „Philosophieren“ zu verachten. Ich wusste manche Dinge. Ich hatte Gewissheiten. Ich liebte meine Mutter, meinen Vater, meine Schwester und meinen Bruder und ein paar wenige andere Menschen. Das war Gewissheit.

Ich wusste, dass es mich niemals ein zweites Mal geben wird. Ich war mir sicher, dass ich eine Seele habe, denn wenn ich „Ich“ sagte, meinte ich nicht meinen Körper, meine Gedanken, meine Psyche, nicht meine Charaktereigenschaften, nicht die Summe aus Allem, sondern das, was Descartes so gut gesagt hat: „Ich denke, also bin ich“. So ungefähr isst es. Ich. Wer sich selbst dieses Identitätsbewusstsein in Abrede stellt, lügt entweder oder gibt in seiner Verwirrtheit kund: „Ich glaube nur an das, was ich sehe, was sich beweisen lässt.“ Wer ICH?

Ich kam also irgendwann an den Punkt, an dem, denke ich, viele Menschen hängen bleiben. Die meisten bestreiten ja gar nicht, dass sie eine Seele haben oder dass Liebe mehr ist, als die Brigitte, der Focus und andere Zeitschriften in Sonderseiten von Wissenschaftlern erklären lassen. Die meisten Menschen sagen darüber hinaus ja sogar: „Och, ich glaub schon, dass es da irgendwas gibt“. Hier stehen zu bleiben als vernunftbegabter, halbwegs intelligenter Mensch! Das konnte ich als Jugendliche nie begreifen.

Wer daran glaubt, eine Seele zu haben, wer daran glaubt, dass es nach dem Tod irgendwie weiter geht, weil schon in dieser Welt Ewiges in Kunst und Musik und Liebe und vor allem in einem Selbst, in dem tiefsten, innersten Bewusstsein der Wahrheit „Ich bin“ spricht, der kann nicht einfach mit den Schultern zucken und sich zufrieden geben damit, dass es sich schon irgendwie zeigen wird.

Ich war als junger Mensch offen für jede Häresie, offen für verschiedene Möglichkeiten, aber: Es musste logisch sein, es musste konsequent gedacht sein, zumindest bis zu dem Grad, wie ich logisch denken konnte. Dass das nicht sehr weit war, wusste ich, deshalb war es umso wichtiger.

Mir war klar, dass meine Veranlagung zur Liebe etwas Widernatürliches ist. Sowohl die Liebe zu Menschen als auch zu Schönerem und Wahrem.

Ich hatte öfter Bilder vor Augen von Malern, die keinen Pfennig Geld mit ihrer Kunst verdienen und abgehungert in einer schäbigen Kammer sitzen und malen, schaffen und nicht anders

wollen oder können. Ich wusste, dass diese keine kranken Tiere waren, die Ihren Jäger- und Sammlerinstinkt verloren hatten.

Mir schien, dass sie an irgendetwas Anteil hatten, etwas Weitem, Schönerem, etwas, das einen gegenüber der Wirklichkeit freier machte. So wie auch Verliebte in begrenzter Weise gegenüber der Wirklichkeit freier sind, wenn sie sich eine Blasenentzündung holen, weil sie die ganze Nacht draußen auf einer Mauer sitzen und trotzdem zerschmolzene Gesichter haben.

Nein, dieser Vergleich ist ein Witz. Das, was ich bei den Künstlern vermutete, war mehr und betraf das ganze Leben. Es war ernst. Es war schrecklich und schön, so wie das Leben ist, es war eben nicht nur die langweilige Realität einer unterkühlten Kammer und eines leeren Magens.

Mir war dieses Phänomen nicht fremd. Ich glaube, dass die meisten Menschen es irgendwie kennen, diese Momente, in denen etwas in einem anklingt. Alle schwärmen von Sonnenuntergängen. Warum denn? Wegen der tollen Farbe?

Nein, ich glaube, dass sich viele davon angesprochen fühlen, dass sie irgendetwas wie Dankbarkeit empfinden oder das Gefühl haben, dass sich einem da etwas zuneigt, das größer ist, als man selbst, etwas, woran man gerne teilhaben möchte, und sei es nur, in dem Licht vom Sonnenuntergang zu stehen. Ein kleines, leises Anklingen. Das muss gar nicht überbewertet werden, aber es ist da.

Die Menschen werden auch oft so stille, wenn sie so etwas sehen. Mir war dieses schöne Seltsame, das man nicht genau beschreiben kann, also nicht ganz fremd. Und es war nicht, das wusste ich, einfach eine kitschige Emotion, sondern es machte meinen Geist weiter. Sei es Musik oder Gemälde, die Nacht, das gedämpfte Klingeln der Welt im Schnee. Es sprach mich irgendwie an. Ich fand es schön, fast lieb.

Ich will nicht albern werden, wir wissen alle, dass Schnee zur Welt gehört und ich also Freude oder ähnliches an einer irdischen Erscheinung hatte, die mich eben angesprochen hat. Ja, das ist wahr. Ich kann aber nicht sagen, was mich daran angesprochen hat. Weil's so schön weiß war? Weil's so schön leise war? Ach, was schreibe ich, jeder kennt es irgendwie auf seine Weise. In so einen verschneiten Morgen mit dem neuen Schnee zu treten, kann auch Wehmut oder Erinnerungen hervorrufen, ganz unterschiedliche Emotionen. Diese Momente, von denen ich spreche, sind aber frei davon. Sie neigen sich einem zu, und gleichsam verneigt sich

etwas in einem selbst. Und vor allem: man hat sich selbst lieb. Man kann gar nicht anders. Man staunt fast ein wenig, ist glücklich auf eine seltsame tiefe Art.

Man kann nicht anders, als sich selbst und das, was gerade in einem klingt und das, worauf es klingt, eine Saite also in einem, die man gar nicht so gut kennt, die aber doch so unbedingt zu einem gehört, die wie ein Geheimnis da ist und auf die man sich verlässt, als eben dies lieb zu haben. Da bin ich wieder, das – bin ich.

So schön. Dass etwas außerhalb oder über der Welt in der Welt zu einem spricht! Das ist Gnade.

Das ist eine von Gottes Weisen. So hatte ich es als Kind und vor allem als junger Mensch verstanden. Nicht als Herrscher und Tyrann, der einem vor den Latz knallt: „Wenn ich will, mach ich dich platt, also hofier mich, sei höflich, dann will ich mal sehn“, ... sondern so fein.

Gnade ist nicht, dass er sich von oben runterbeugt und einen ansieht mit einem Blick, den manche karitativen Christen mit Behinderten oder alten Menschen haben, eine stumpfe Weichheit, eine Rührung vor der eigenen Güte und Milde, ein Blick, der sehr eindeutig klar macht, wer oben steht und wer unten. So dick und schwül ist Gnade nicht, so erdrückend und demütigend spricht er nicht. Kein Grapschen und keine Schüchternheit, sondern intim und klar – Gnade, dass er unsere Seelen schon so fein geschaffen hat, dass sie auf seine feine Ansprache den Kopf wenden und überrascht lächelnd nicken und schauen.

Davon habe ich mich ziehen lassen. Sehr schwerfällig und langsam, aber ich habe es geschehen lassen und gewollt.

Diese Momente erfüllen nicht das ganze Leben, die sind selten. Es gibt nichts, was einem mehr Frust bereiten kann, als selbst versuchen zu wollen, sie herzustellen oder sich in „Stimmung“ zu bringen. Es ist keine Stimmung, es ist kein einfaches Gefühl, es ist grazil und fein in uns, und wenn es spricht, dann, weil es auf Gott antwortet und ich es geschehen lasse und will. Es ist ich. Gott sei Dank und fordernder Weise schöner, als ich dachte.

Solche Momente gab es, wie gesagt, nicht oft. Ich wusste unter anderen durch sie von meinem Schöpfer, denn auf ihn klang ja meine Seele an. Erstaunlich, wie frei sie das tat, wie wenig zerknirscht, auch wenn es Gründe dafür gegeben hätte, aber woran sollte ein Mensch zerknirscht sein, wenn er nicht erst um seine

Schönheit weiß, an der er dann seinen Rest, seine unwürdigen Dummheiten und Zuwiderhandlungen messen kann. Wo sie ist, diese Freiheit, die anklingt, wo sie beginnt und aufhört, das weiß ich nicht, weder bei mir, noch bei anderen Menschen. Und ich bin froh, dass sie ein Geheimnis ist, dass sie meine ist, aber ich sie nicht vollkommen sezieren und zerstückeln kann, weder bei mir noch bei anderen Menschen. Sie bleibt frei. Meine Freiheit hatte also damals eine große Ahnung von Gott. Irgendwie habe ich an ihn geglaubt.

Mit Jesus, wie er meiner Generation von Kirche und Anderem beigebracht wurde, konnte ich nicht viel anfangen. Genug Freunde hatte ich, da brauchte ich als 16-Jährige nicht noch einen unsichtbaren und schon gar keinen dreißigjährigen orientalischen Pazifisten mit Schlappen und Vollbart, der sich für mich eh nicht sonderlich interessiert hätte, wie ich dachte, weil ich weder Nutte noch Zöllner war, außerdem hatten wir einen Mercedes, der nicht durchs Nadelöhr gepasst hätte.

Ich hab' zwar schon geglaubt, dass er was mit Gott zu tun hat, und ich habe auch, wie er Gott beschrieben hat, für ziemlich wahr gehalten, weil es dem, was ich selbst meinem Schöpfer aus jenen ahnungsvollen Momenten zutraute, oft entsprach, aber ansonsten interessierte er mich nicht besonders.

Meine Gebete zu Gott bestanden hauptsächlich aus Rum-sülzen. Na ja, nicht nur. Vor Mathe-, Chemie-, Physik-, Latein-, Französisch- und Englischklausuren habe ich sehr intensiv gebettelt.

Wenn ich dann eine Vier plus hatte, habe ich gejubelt und „Geil! Danke“ gesagt, wenn ich eine Fünf hatte, war ich stumm und hatte dieses ätzende Gefühl, das jeder kennt, der schon mal gebetet und sich das dazu nötige Vertrauen abgerungen hat und der dann vor dem gegenteiligen Ergebnis seiner Bitte saß. Ich dachte in solchen Momenten entweder: „Na ja gut, du hast ja auch nicht genug gelernt, das gehört dazu, der Gott will ja nur dein Bestes, und ich soll aus Schaden klug werden“, oder: „Was soll das, verdammt!“ Ersteren Gedanken halte ich für den schlimmeren.

So habe ich gelebt als Teenager. Ich hatte die besonderen Ansprachen von Gott, die mich seiner sicher ahnen ließen, ich hatte fröhliche lustige Momente, für die ich aufgeregt und dank-

ICH VERSTEHE DAS LEID

bar war, und ich hatte Enttäuschungen, die ich versucht habe zu erklären oder motzig höflich hinzunehmen. So blieb es nicht.

Als ich 17 war, starb mein Vater an Krebs. Das war keine Enttäuschung. Das habe ich nicht motzig höflich hingenommen. Da habe ich Gott gehasst. Tief und bitter. Ich hatte gebetet mit meinen Geschwistern zusammen. Viel sogar.

Gebettelt haben wir. Und uns auf das einzige berufen, was man außer der inneren Gewissheit von Gott wusste aus Bibel und Erziehung. „Wenn zwei oder drei in deinem Namen versammelt sind, hast du gesagt, dann bist du mitten unter ihnen, und wir sind doch drei, lieber Gott. Bitte mach Papa gesund. Bitte. Wir glauben an Dich. Bitte mach, dass er nicht stirbt. Bitte mach ein Wunder, lieber Gott bitte ...“. Wir haben geweint und gefleht, und wir hatten so ein Grauen.

Ich habe irgendwann gesagt, als ich es in der Bibel las: „Ja, das will ich glauben, ich glaub's Gott, wenn ich sage, dass sich der Berg erheben soll und ins Meer stürzt, dann wird er es tun, wenn ich bitte, als hätte ich's schon empfangen. Das glaub ich Dir Gott – danke, dass Du Papa gesund machst“. Ab da habe ich neben dem Flehen auch so gebetet. Ich habe mich versucht zu überwinden, das wirklich zu glauben, und ich habe es geglaubt.

Und ein halbes Jahr später habe ich das Stockwerk des Krankenhauses zusammen geschrien und kurz vorm Wahnsinn gedacht, ich müsste mir die Haut vom Gesicht reißen, als ich meinen Vater tot im Bett sah. Danach bin ich verstummt.

Totenstille – die ganze Welt. Ohne Zeit. Still und kalt, wie wenn Schnee gefallen ist, ohne Gott, ohne mich, und keine Regung mehr. Nach Monaten begann dann irgendwo sehr tief in

mir eine dumpfe Bewegung. Ein dünner Puls in langen Abständen. Es war Schmerz.

Und wie ich langsam wieder lebendig wurde, um an dem Verlust und meinem Leben zu leiden, wurde auch meine Wut lauter, mit der ich mich gegen den Schmerz wehrte. Viele Bekannte sagten mir, es sei ja doch eine Erlösung gewesen für meinen Vater.

Mein Hass wuchs. Was für eine Erlösung ist das? Gesund werden wäre eine Erlösung gewesen. Ich hab's doch getan, ich hab ALLES getan, was ich als 17-Jährige schaffen konnte an Vertrauen, an Glauben zu Gott! Ich hab' es so sehr versucht, ich hab' gebetet, und ich hab' es wirklich geglaubt, dass Gott ihn heilen kann. Und ER? Sagt: Nein.

Ach, nicht nur nein, sondern eher: Ich weiß auch nicht, mir ist grad nicht danach. Oder? Eigentlich sagt er gar nichts. Riesige schwarze Mauer, an der ich mir den Schädel einrennen kann, und von ihr splittert nicht einmal der Putz ab.

Dieses anfänglich schwache monotone Pulsieren beschleunigte sich aus sich selbst heraus, jeder Schlag im Schmerz zog den nächsten hinter sich her, unerschöpflich, in streng anziehendem Takt.

Oder war mein Glaube nicht groß genug gewesen? Nicht mal Petrus hat richtig geglaubt und wäre abgesoffen, also was ist das für ein Spielchen mit unserm Glauben, mit meinem Vertrauen? Es pumppte, immer kräftigere Schübe, bis es schließlich durchgehend ohne Rhythmus aus der Tiefe sprudelnd hervorbrach.

Und dann habe ich es dem Gott gesagt. Dass ich ihn hasse. Ich habe ihn so beschimpft, wie man als Jugendliche Jemanden beschimpft, dem man weh tun möchte, den man zutiefst verletzen will, noch mehr: den man dazu bringen will, sich zu wehren, zu regen, und wenn das nicht möglich ist – ihn umzubringen. Das war kein pubertärer Hass auf Eltern. In dem Hass steckte

DAS WORT IST FLEISCH

meine ganze Existenz, mein ganzes Leben, meine ganze Welt ... und Gott.

Ich habe ihm geschworen, dass ich nie wieder mit ihm sprechen werde, dass ich ihn bis zum Rest meines Lebens hasse dafür. Das Schlimme war ja, dass ich wusste, dass es ihn gab. Diese Gewissheit war ganz klar da, das gebot mir auch nach wie vor mein Intellekt. Also, was für ein Schwein ist das, das nicht mal meinen Glauben an seine Wunder will!!! Ich habe ihm gesagt: „Ich glaube nicht mehr an dich. Du bist tot. Ich hasse dich.“ Und dann war wieder Stille.

Ich musste mich manchmal zusammenreißen in den wenigen Momenten, wo ich ausgelassen und froh war, ihm nicht aus Versehen zu danken und mich mit ihm zu freuen, wie ich es früher getan hatte.

Alle Gründe und Gedanken, die ich zu Gottes Existenz hatte, blieben für mich evident. Es kamen sogar neue dazu, und damit flammte immer wieder Zorn auf, dass er sich nicht um mich gekümmert hat, dass er einfach irgendwo ist und ich ihn einen Dreck interessiere, nur seiner Bestätigung diene, dass er Macht hat und ich ihm ausgeliefert bin. Ich glaubte trotzdem noch, dass er Kranke heilen kann, dass er Wunder tun kann. Das entsprach einfach dem Gefühl, den Momenten, die ich beschrieben habe, die waren frei. Und frei ist nicht die Welt.

Nach drei Jahren dachte ich nur noch still: „Wenn er auf die Welt schaut, er hat mich übersehen, ich bin hier irgendwo, ich weiß es nicht, er stumm, und ich auch.“

Ich schreibe hier drum herum, wie ich mich Gott wieder zugewandt habe. Warum ich heute glaube, mehr als früher, viel mehr und sicherer und nie enttäuscht wurde und glücklich bin von

GEWOR-

DEN.

DAZU

WEIß ICH

NICHTS ZU

SAGEN,

DAVOR

FALLE ICH

IN DIE

KNIE.

ihm. Der Grund dafür ist, dass ich nicht weiß, wie es eigentlich war. Ich hatte keine Erscheinung, ich habe keine tränenreiche Geschichte, in der ich sagen könnte „... und dann habe ich endlich diesen bösen Hass losgelassen und mein Leben ganz Jesus gegeben und bin seitdem nicht mehr in die Disko gegangen und hab aufgehört zu rauchen ...“. So eine Geschichte gibt es nicht bei mir.

Ich glaube, diese ganzen drei Jahre waren so, wie ich die intime Ansprache von Gott in gewissen Momenten beschrieben habe. Meine Seele hatte ihren Kopf in seine Richtung gedreht, schon lange vor Papas Krankheit. Und lächelte. Und das war mein Schmerz und mein Zorn und mein Kummer, weil der Tod mich in die andere Richtung riss. Irgendwann habe ich nachgegeben. Ich hab dem Schönen nachgegeben, weil ich eine Neigung dazu habe.

Ich habe mich nicht getröstet und Papas Tod irgendwie erklärt. Viel mehr und wichtiger: Ich habe verstanden, dass ich keine Ahnung von der Welt, unserem Leben und der ganzen Geschichte meines Lebens habe ... keine, überhaupt keine, null Ahnung. Das zu begreifen hat mich, glaube ich, befreit.

Ich verstehe Leid nicht. Aber ich verstehe, dass Gott immer da ist. Und er ist immer schön, er ist immer Liebe. Er steht nicht unabhängig in seiner Welt, und ich schaue auf ihn, sehe Liebe, dreh mich um und sehe Leid. Nein. Ich bin in der Welt, meine Seele antwortet ihm. Darin gibt es kein Leid und keine Angst und Verzweiflung – gibt es wirklich nicht. Ich habe oben über diese Momente gesprochen, und niemand würde behaupten, dass man in diesen Momenten realitätsfern ist. Ich glaube, dass sie Wahrheit sind, dass sie das rechte Verhältnis zu der Welt schaffen. Dafür muss man seinen Willen lassen, etwas anderes zu tun, als sich zu Gott zu verhalten. Dafür muss man sich eingestehen, dass

man keine Ahnung hat von der Welt und seinem Leben und dem, wie man selber ist und sein soll, denn was kann ich schon denken? Jeder weiß, wie nervig es ist, zwei Leute zu beobachten, die sich unterhalten. Der eine ist zum Beispiel durch und durch Musiker, kennt sich aus, und der andere hat keine Ahnung. An-

statt zuzuhören, will er aber nicht seine ganze Persönlichkeit hinten anstellen, will nicht sein Denken lassen und wirft mittelintelligente Kommentare ein. Fragen, die behindern, die nur gestellt werden, damit er nicht aufgeben muss vor dem Genie. Damit er so da ist, wie er sich versteht. Vielleicht nicht gleich als Genie, gut ja, wer ist das schon, ok, der Mann gegenüber, aber man kann sich ja trotzdem unterhalten ... So bin ich nicht mehr vor Gott.

Und wie befreiend, man stelle sich die Situation mit dem Musiker vor, wenn dieser, das Genie, den dummen Schwätzer vor sich zusammenbrüllt, hineinfährt mit aller Gewalt, die Wahrheit in den Raum stellt, zu der sich der Schwätzer dann verhalten kann, oder eben auch nicht.

Vielleicht ist der Schwätzer gar kein Schwätzer eigentlich, sondern einfach ängstlich, seine Stellung aufzugeben, durch die er so sehr versäumt, Anteil an dem zu haben, was ihm der schöne Geist über Musik sagen kann, der ihn frei machen könnte zum Hören, zum Verstandenwerden, zum Kaputtlachen vor Freude, zum Getröstet- und Gestärktwerden, zum Würdigsein.

Ich habe beides getan: das Genie als Genie erkannt, und aufgehört zu quatschen.

Ich habe aufgehört, mich zu vergewaltigen und meinem Leid einen Sinn abzurufen. Ich habe aufgehört zu denken, dass ich einen Überblick über mein Leben habe. Ich habe aufgehört zu denken, dass ich wüsste, was ein gutes Leben ist, die alten Vorstellungen von einem guten Leben gelassen, von einem Leben, wie es einem immer falsch beigebracht wird: lieb sein, Gutes (im Sinne von sozial sein) tun, die Welt verbessern. Ich habe verstanden, dass es darum überhaupt nicht geht, sondern dass es einen riesengroßen Gott gibt und das einzig wichtige in der Welt ist, dass ich mich von ihm ansprechen lasse und diese Gnade annehme, und vor allem – das war der wichtige Schritt meiner Entwicklung – mich eben auch gewaltvoll ansprechen zu lassen, weil ich gleichzeitig um seine Zartheit und Liebe, unter anderem aus den oben beschriebenen Momenten, zu mir wusste.

Ich kann nur Ich sein, wenn ich auf ihn reagiere. Auf IHN, nicht auf das, was ich mir wünsche und vorstelle, nicht auf das, was Feuerbach zu recht kritisiert. Ich kann nur Ich sein, wenn ich auf ihn ganz antworte, mit mir. So wie Jesus das in der höchsten Weise getan hat.

Jene ahnungsvollen freien Momente in Gnade, wie wir sie erfahren, sind nämlich nicht ahnungsvoll geblieben. Jene zarten Berührungen.

Es ist nicht ein Klang in der Welt, und es ist nicht ein Lied in allen Dingen, nicht Zauberworte, die die feinen Seelchen in seligen Momenten erfahren. Es ist kein Wispern in Frühlingslüftchen und kein himmlisches Flüstern in zarten Klängen, sondern das Wort ist Fleisch geworden. Dazu weiß ich nichts zu sagen, davor falle ich in die Knie.

Ich habe verstanden, dass mein Leben ein Gespräch mit Gott ist, der hineinfahren kann, der gewaltvoll und laut wird, dass ich nicht mehr weiß, wo oben und unten ist, dass ich mich wehre und nachgebe und mitgehe, und wenn ich ihn nicht mehr verstehe (was so oft der Fall ist), den Mund halte, weil er Gott ist, der mich bezwingt oder zärtlich mich zieht, oder im gleichen Takt erstauen lässt. Ich rede hier von Gott, der mich gemacht hat, ich rede nicht von einem Vater oder einem König oder sonst jemandem in der Welt. Er ist der Einzige, bei dem ich riskieren kann, blind mitzutorkeln, und mich dann auf einmal umsehe und höher und weiter geworden bin. Was können mir Menschen tun?

Es geht um mich und um Gott. Von wem oder was soll sich der Mensch sonst in die Pflicht nehmen lassen? Es ist unglaublich, wie ernst dieses Leben wirklich ist, wie ernst ich selbst mich zu nehmen habe, wie ernst Gott einen nimmt. So habe ich es erfahren. Das habe ich riskiert.

Vor einem Jahr ist mein kleiner Bruder gestorben. Auch an Krebs. Er hat Gott geantwortet in der Zeit. Die Stimme der Krankheit war kreischend hoch und laut, aber die Gottes dröhnte tiefer und mächtiger und war gleichzeitig so fein gewoben wie die Seele meines Bruders. Er hatte keine Angst mehr. Seine Seele hatte den Kopf gewandt und glücklich gelächelt. Er hat mich angesehen und gesagt: „Fürchte dich nicht, glaube nur, Esther, das ist alles.“ Und wie seine Seele vor Gott haben seine Augen vor mir froh gestrahlt.

So groß können wir Menschen werden. So schön sind wir, so geliebt. Dazu befreit!